

Hölderlin - Eine Erinnerung mit lyrischen Anknüpfungen¹

1. Erinnerungen an einen deutschen Jakobiner in *dürftiger Zeit*

Johann Christian Friedrich Hölderlin: vor 250 Jahren wurde er geboren. Der Beginn des demokratischen Projekts der Moderne, vorbereitet durch die Europäische Aufklärung, nahte. Mit der amerikanischen, für Hölderlin mit der großen Französischen Revolution kehrte 1789 die Demokratie in unsere soziale Wirklichkeit zurück. Da war er neunzehn Jahre alt. Er wurde ihr begeisterter Anhänger, blieb ihr treu bis zur Mitte seines Lebens. Die zweite Hälfte, psychisch krank, in sich verschlossen, verbrachte er in Tübingen, im Hölderlinturm: *Die Mauern stehn / Sprachlos und kalt, im Winde/klirren die Fahnen.*

Er wollte der Dichter der Revolution sein, ihrer Ausweitung auf Deutschland. Und er hat Friedrich Schiller als den deutschen Dichter der Freiheit zutiefst verehrt - als einen der beiden großen Dichturfürsten in Weimar, die klassisch geworden sind. Doch die Klassiker standen der großen Französischen Revolution skeptisch-distanziert gegenüber. Und so klassisch werden, wie sie, wollte Hölderlin nicht. Er dachte anders mit seinem Hyperion *unter die Deutschen* zu kommen: Gewiss er kämpfte vor allem um seine Anerkennung als Dichter – aber als Dichter einer württembergischen Revolution. Und er gehörte auch zu denen, die sie politisch planten. *Wenn's sein mus, so zerbrechen wir unsere unglücklichen Saitenspiele, und thun, was die Künstler träumten*, schreibt er an den Freund Neuffer. Eine französische Armee steht in Württemberg, doch das Direktorium in Paris will diese württembergische Revolution 1799 nicht. Sie findet nicht statt. Seinen Empedokles lässt Hölderlin rufen: *Diß ist die Zeit der Könige nicht mehr!* Er hat sein Theaterstück zur Feier der vergeblich erhofften württembergischen Revolution nach dem Frühjahr 1799 nie zu Ende geschrieben. Es gab nun keinen Ort, es aufzuführen. Napoleon Bonaparte wurde Kaiser der Franzosen. Die heroischen Jahre der großen Revolution - auch blutige Jahre, in denen schon sie ihre Kinder fraß - waren vorbei.

Den Ideen der Jakobiner von einer *auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gegründeten Republik* hielt Hölderlin die Treue. Er hat sie vor allem bei Jean Jacques Rousseau begründet gesehen: *Ideal ist, was Natur war*, lässt er seinen Hyperion sagen, und *...Dem Sehenden war / Der Wink genug. Und Winke sind / Von alters her die Sprache der Götter*, heißt es bei ihm über Rousseau selbst. Das *älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus*, verfasst von den jungen Hölderlin, Hegel und Schelling, endet mit der Erwartung *gleiche(r) Ausbildung aller Kräfte, des Einzelnen sowohl als aller Individuen, und der allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister*. Und solche *Absolute Freiheit der Geister* dürfe weder Gott noch

¹ Systematischer und differenzierter habe ich die folgenden Überlegungen in meinem Essay ‚Hölderlin zu entsprechen‘ – Zur 250. Wiederkehr seines Geburtsjahres und gut 50 Jahre nach der Entdeckung des ‚anderen Hölderlin‘. Eine Veröffentlichung befindet sich in Vorbereitung. Dort finden sich dann auch detaillierte Literaturhinweise.

Unsterblichkeit außer sich suchen, heißt es da zuvor. Anders als in der Philosophie Denis Diderot's, des wohl radikalsten Denkers der Französischen Aufklärung, ist dieses idealistische Philosophieren ganz einem anthropozentrischen Weltbild verpflichtet. Zwar ist Diderot keine zehn Jahre tot, als die Französische Revolution ausbricht, aber als Philosoph ist er schon vergessen. Sein monistischer Naturalismus wurzelt in der Tradition der materialistischen Philosophie Epikurs. Er denkt eine natürliche Evolution, ein Jahrhundert vor Darwins wissenschaftlicher Beweisführung. Darin kann die Menschheitsgeschichte nur vorübergehend sein, eine *kleine menschliche Ewigkeit*, wie Hannah Arendt später geschrieben hat. Allerdings klingt dieser Gedanke auch in einem Brief Hölderlins an, nachdem die Hoffnungen auf eine Revolution in Württemberg dahin sind. Da schreibt er, *dass alle die irrenden Ströme der menschlichen Tätigkeiten in den Ozean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen*. Das entspricht Diderot - und unserem heutigen, naturwissenschaftlich geprägten Weltbild. Dessen Universum ist *in höchstem Maße sinnabweisend* – zwingt zu existenzieller Sinnggebung für uns und durch uns. Und gleichermaßen zu einem in den vergangenen über zweihundert Jahren mit ihren Verheerungen ernüchterten Blick auf uns selbst als soziale, gesellschaftlich geprägte Naturwesen.

Der *andere Hölderlin* jedoch stand erst an der Schwelle zu unserer Moderne. Er war, in seinen eigenen Worten, ein *Schwärmer* – und philosophisch eben ein Idealist. Ich habe ihn zu Zeiten der antiautoritären Bewegung von 1968 entdeckt. Ich war überrascht. Ich hatte ihn in der vorherrschenden Hölderlininterpretation als deutschen Dichter gekannt – vielleicht, wie Pierre Bertaux schreibt, als den *deutschesten aller deutschen Dichter*. Mit seinen *Vaterländischen Gesängen* hatte ich ihn in der kleinen Bibliothek meines Vaters ‚rechts‘ liegen lassen. Ich hatte mir noch nicht klar gemacht, dass der Begriff des Vaterlandes, wie es in der Marseillaise besungen wird, 1789 gegen die absolutistische Monarchie in Stellung gebracht worden ist. Er hatte für Hölderlin keinerlei nationalistische Bedeutung. *Denn vaterländische Umkehr ist die Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen (...) wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*, heißt es in Hölderlins Anmerkungen zu seiner Antigonae-Übersetzung.

Das zielt auf die große bürgerliche Revolution, auf den Kampf gegen persönliche Herrschaft und Knechtschaft. Doch die *ganze Gestalt der Dinge ändern*, das ist für Hölderlin, so Peter Szondi, ein *grundlegender Wandel, eine metanoia, im Verhältnis der Menschen zum Göttlichen, ein Erwachen aus dem Schlummer jener Nacht, die die Nacht der Götterferne und Vereinzelung ist*. Seine dichterische Anknüpfung an sehr ferne Mythenbildungen ist uns heutigen eher fremd. Gewiss haben wir 68er irgendwie auch die *ganze Gestalt der Dinge ändern* wollen. Uns ging es um einen *Versuch der Befreiung* – von verdrängten Wahrheiten, falschen Autoritäten, einem verlogenen Krieg in Vietnam, einem Selbstlauf der Welt, der angeblich stetigen Fortschritt mit sich bringen sollte. Auch über ein anderes Verhältnis von Kunst und Wirklichkeit hat Herbert Marcuse in seinem *Versuch über die Befreiung* damals nachgedacht. Und so etwas wie ein ‚idealistischer Überschuss‘ hat uns in unserem Denken und Handeln seinerzeit ganz gewiss geprägt. Unser imaginiertes historisches Subjekt war – mit Marx, aber doch ziemlich Hegelisch – ein Proletariat, das es empirisch so nie gegeben hat. Die 1970er Jahre waren noch ein wenig

Aufbruchsjahre, aber das neoliberale Rollback setzte damals schon ein. Unsere Fortschrittshoffnungen verblassten bald. Heute verdrängen wir die negativen Folgen eines wissenschaftlich-technischen Fortschritts, der erst im 19. Jahrhundert richtig Fahrt aufgenommen hat. Dessen tatsächlicher Fortschritt, *die Leichtgläubigkeit des Publikums und die Unbelehrbarkeit der Wünsche* haben die Wissenschaftsgläubigkeit unserer Zeit ermöglicht. Doch kritische Geister, wie etwa Hans Magnus Enzensberger, entzaubern längst die *Elixiere der Wissenschaft*. Der Klimawandel droht. Vom möglichen Ende des Anthropozän ist die Rede. Über sozialen Fortschritt spricht kaum jemand mehr. Allenfalls geht es noch darum, dass es unseren Kindern nicht schlechter gehen soll als uns.

Und der *andere Hölderlin*? Er ist seit fast einem halben Jahrhundert in Vergessenheit geraten. Für den Dichter und idealistischen Philosophen eines *Wir sind nichts; was wir suchen ist alles*, mag das Gründe haben. Im Blick auf die heutigen Herausforderungen hingegen eher nicht. Der kalte Wind eines neoliberalen Rollbacks gegen die wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsdemokratien wehte uns schon früh ins Gesicht. Er setzte ein mit dem Putsch Pinochets in Chile 1973. Er wurde schneidend im Zeichen von Thatcherism und Reagonomics. Heute sprechen kritische Sozialwissenschaftler von *Refeudalisierung* – in der Ökonomie, unseren sozialen Beziehungen und auch der Politik. Nicht als Wiederkehr des Alten, vielmehr neu hervor getrieben aus der Herrschaftslogiken unserer Moderne der Gegenwart sehen sie ihn heraufziehen. Gewiss, Herrschaft ist heute sachlich vermittelt – durch den *stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse*. Dessen Sachwalter in Wirtschaft und Politik aber schwingen sich gerade wieder zu herrschaftlichen Anführern auf, denn es ist Sand im Getriebe, und wieder einmal verfangen einfache Antworten. Der neue Aufstieg der „Alphamännchen“ gebiert Autokraten. Auch ein paar Frauen haben es in die neuen Zitadellen der Macht geschafft. Doch dort unterliegen sie deren Mechanismen. Das sind die einer patriarchalen Welt. Sie ähneln denen alter feudaler Herrschaftsverhältnisse immer mehr. Die neuen globalen Geldeliten zahlen kaum mehr Steuern.

Und die Menge der Vielen, auf deren Freiheitsdurst Hölderlin damals gesetzt hat? Er wollte Dichter des Volks sein, *Sänger des Volks, gerne bei den Lebenden, / wo sich vieles gesellt, freudig und jedem hold*. Volk: der Begriff stand für den Aufbruch der Beherrschten. Er hat ihn idealistisch überhöht: *Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks / Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands*, Schreibt er in seiner *Ode an die Deutschen*. Aber Volk war noch kein nationalistisch verdorbener Begriff. Über die *verborgenen Mechanismen der Macht* wusste man wenig. Sie erzeugen die Bereitschaft zur Selbstunterwerfung der Menschen. Pierre Bourdieu hat sie zu unserer Zeit scharfsichtig erklärt. Der frühe liberale Freiheitsbegriff war noch kämpferisch, Solidarität, zuerst in Gestalt der Brüderlichkeit, noch ein Zukunftsversprechen. Heute klingen diese hehren Begriffe abgegriffen. Jeder kämpft um seinen Platz in einer entfesselten, globalen Wirtschaft, pendelt zur Arbeit, steht im Stau. Immer mehr leiden unter psychosozialen Erkrankungen. Doch in einem wirtschaftsliberalen Geist wird uns das autonome Automobil als Gipfel weiteren

wirtschaftlichen Fortschritts angedient. Autonomie, das war einmal ein Kampfbegriff der Bürger gegen die Herrschaft des Adels.

Die Herausforderung unserer Zeit wäre es, den Geist der frühen bürgerlichen Revolution zu erinnern und vielleicht neu zu beleben. 1968 hat uns moralische Empörung getrieben. Heute verfolgen wir achselzuckend das tägliche *Erregungstheater* der Fernsehberichterstattung. Wenigstens spielt sich das größte Elend anderswo ab. Wir versuchen, uns einzurichten. Unseren Politikern attestieren wir ein kurzes Gedächtnis und einen engen Horizont – von Wahl zu Wahl. *Der Horizont der Menschen erweitert sich, und mit dem täglichen Blick in die Welt entsteht und wächst auch das Interesse für die Welt*, hat Hölderlin im Januar 1799 geschrieben – in Erwartung seiner württembergischen Revolution und: *Dichten ist (...) ein Nichteinschlafen im Augenblick. Jeder der mehr von Vergangenheit und Zukunft lebt als von der Gegenwart, ist ein Dichter*, schrieb 1970 Martin Walser, *Hölderlin zu entsprechen*. Das wäre Kunst nicht als *Spiel*, worin *jeder sich vergisst*, sondern als *Ort der die Menschen zusammenbringt*. Wo ermöglichen wir, im Leben die Kunst, im Kunstwerk (...) das Leben zu lernen, so wie Hölderlin sich das gedacht hat? Wie gestalten Schriftsteller heute unsere Welt – zwischen aufsteigenden Alpträumen und neu erinnerten möglichen Zukünften? Begreifen wir unsere soziale Wirklichkeit heute, etwa mit dem Soziologen Richard Sennet, als in einer *Situation des ‚noch nicht‘*? Ist das Verhältnis von Kunst und politischer Praxis uns heute eine Herausforderung?

Die Hölderlinschen Vorstellung, dass gerade die Dichter die *Lehrer des Volkes* sein werden, steht nicht mehr zur Debatte. Sie ist Ausdruck von Mythisierungen einer idealistischen Philosophie. Sie träumt die Wiederkehr der großen Sänger eines Griechischen Arkadien. Paul Celan hat 1970, auf der Feier des 200. Geburtstags von Hölderlin, mit einem Gedicht *von der Dichtung, von der Sprache und vom progressiven Verstummen* der Dichter daran erinnert und angeknüpft - erklärlich angesichts seiner Erfahrungen in nicht nur *dürftiger Zeit* sondern in wahrhaft *finsternen Zeiten* sowie der allgemeinen Erfahrung, dass der Marxismus, so Hannah Arendt, zur *Enttäuschung des Jahrhunderts* geworden war. Doch die hält der Aufklärung und dem demokratischen Projekt der Moderne die Treue. Sie spricht unbeirrt vom möglichen *Wunder der Politik* und beharrt darauf, dass es *die Dichter sind, die über den Vorrat des menschlichen Gedächtnisses Wacht halten*. Christa Wolf schließlich kann uns solche überraschend hohe Wertschätzung großer Dichtkunst erklärlich machen. Literatur, so schreibt sie, könne *als Erfahrungsspeicher* dienen. Sie beurteile *die Strukturen menschlichen Zusammenlebens unter dem Gesichtspunkt der Produktivität*. Sie könne *Zeit raffen und Zeit sparen, indem sie die Experimente, vor denen die Menschheit steht*, durchspiele, oder mit anderen Worten: *Sie unterstütze das Subjektwerden des Menschen*. Sie sei *revolutionär und realistisch*: sie verführe und ermutige *zum Unmöglichen*. In ihrem letzten Roman spricht Christa Wolf allerdings auch von *Hoffnungsmüdigkeit* – angesichts wieder finsterner werdender Zeiten und wohl auch des persönlich späten Verlusts letzter Reste eines *prophetischen Marxismus*. Aber Hoffnungsmüdigkeit ist nicht gleichzusetzen mit

Resignation, eher schon mit Ernüchterung – und jeder Aufbruch in offene Zukunft ist ein Wagnis, so Albert Camus. Beunruhigt über die vorgefundene Wirklichkeit und die Erfahrungen der sozialen Wirklichkeit unserer Zeit, ebenso wie die mit uns selbst müssten wir solchen Aufbruch wagen. Der Blick auf Literatur und Kunst der Vergangenheit mag uns da eine Wurzel eigener literarischer Gestaltung sein. In ihr können wir Neues zeitsparend experimentell durchspielen, dabei der Subjektwerdung von uns Menschen verpflichtet. Die gesellschaftliche Wirkung solcher Anstrengung ist ungewiss. Wir könnten als anstößige Außenseiter wirkungslos bleiben. Doch wir sollten uns dazu ermutigt sehen, weiterhin zu schreiben und nicht zu verstummen.

2. Und wie knüpft man nun heute literarisch an Hölderlin an? Weitere Reflexionen in Prosa und Lyrik

Der Dichter Friedrich Hölderlin wurde vor 250 Jahren geboren, und er ist vor 215 Jahren verstummt nach der *Hälfte des Lebens*. Vor fünfzig Jahren wurde er von manchen als *der andere Hölderlin* neu entdeckt – im Zeichen der 68er Bewegung und dank der Forschungen von Pierre Bertaux. Mit dem Ende der damaligen antiautoritären Bewegung schwand dann wieder das Interesse an diesem Dichter. Er hat sich selbst *in dürftiger Zeit* als gescheitert erlebt. Schon vier Jahre ehe er als Dichter endgültig verstummte, hat er die Philosophie als das *Hospital* bezeichnet, *wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann*. Doch diese Philosophie war oder wurde Hegels objektiver Idealismus. Sie gehört heute vielleicht zum Schatz großer Philosophie, die leidenschaftlich gedacht worden ist. Doch sie kennzeichnet ein philosophisches Denken, an das man allenfalls kritisch anknüpfen kann. Das philosophische Denken ist darüber hinaus. Andererseits leben wir heute wohl weniger in *dürftigen* als vielmehr in wieder einmal zunehmend *finsternen Zeiten*. Was hat uns Hölderlin also heute zu sagen? Wie kann man an ihn anknüpfen?

- Erweist er sich uns heutigen vor allem als sperrig, ganz anders als ein anderer ganz großer deutscher Lyriker, nämlich Heinrich Heine, und weshalb?
- Liegt das möglicherweise daran, dass uns seine Sprache als schon allzu veraltet erscheint?
- Ist uns der philosophisch-idealistische Denkansatz - geradezu eine Religion in Gestalt der Philosophie - nach zwei Jahrhunderten weiterer Säkularisierung heute völlig fremd?
- Ist Hölderlins Vorstellung des Dichters als eines Sängers, der die Philosophie mythologisch und sinnlich machen soll, einer Poesie als *Lehrerin der Menschheit* uns notwendig fremd, weil an voraufklärerische mythische Vorstellungen rückgebunden?
- Und ist uns heutigen zudem die die Französische Aufklärung, deren radikalste Vertreter aus der *Philosophenfraktion* um Denis Diderot und den Baron Paul Henri Thiry d' Holbach im Übrigen schon zu Zeiten der Französischen Revolution vergessen waren, nur noch ein *hell flackerndes Irrlicht*, wie der deutsche Schriftsteller Wolfgang Koeppen 1959 das in seiner *Amerikafahrt* geschrieben hat?

- Wolfgang Koeppen hat das so noch unter dem Eindruck der ‚*Nacht des 20. Jahrhunderts*‘ formuliert. Was befürchten und erhoffen wir heute nach den Ernüchterungen über den Fortgang der Moderne und im Zeichen des neuerlichen Aufstiegs populistischer Autokraten?
- Leben wir heute womöglich in einer Zeit, in der uns jeglicher politische ‚Kurswechsel‘ angesichts der sich weiter auftürmenden Problemwolken infolge multipler Krisenentwicklungen fast aussichtslos erscheint?
- Und würden wir in diesem Zusammenhang jede vielleicht denkbare produktive Rolle der Literatur nicht hoffnungslos überschätzen?
- Wie also können wir uns als Schreibende zu dieser erratischen Gestalt der Weltliteratur heute verhalten - angesichts der Zeichen unserer Zeit?

Will man diese Fragen ernsthaft angehen, so muss man sich zunächst wohl noch etwas klarer darüber werden, welchen Blick man selbst als Heutiger auf jenes demokratische Projekt der Moderne hat, an dessen Schwelle Friedrich Hölderlin als Dichter stand. Erst dann wird man ein unserer Zeit gemäßes Bild von ihm gewinnen können. Ich habe zu diesen Fragen ein paar Anknüpfungspunkte zu bieten - in Prosa und Lyrik. Vielleicht taugen sie auch als Impuls für ein kleines Projekt des *LiteraturRaum DortmundRuhr*.

Das demokratische Projekt der Moderne im Blick zurück und nach vorn

Demokratisches Projekt der Moderne

Die es zurückgeholt haben,
das große Projekt der Demokratie
am Beginn der Moderne
in unsere Zeit, unsere Wirklichkeiten,
sie ließen uns viele Fragen offen.

Doch wer arbeitet noch daran,
bei stetiger Wahrung des Status quo
durch Anschlusshandeln als Muster
immer gleicher, schlechter „Realpolitik“?
Augen zu und durch, Basta-Politik.

Sicher führt uns der Moderator
jeder der schalen Talkshows,
die sinnlos die Abende füllen,
an den wirklichen Fragen vorbei.
So bleiben sie offen, die großen Fragen.

In unserer fortschrittsgläubigen Welt
soll alles stets besser werden, durch
Wachstum und stetige Innovation.
Doch unsere Form der Demokratie,
sie soll das Ende sein allen Fortschritts?

Großer Entwurf der Moderne,
immer unfertiges Projekt,
wer nimmt Dich noch wirklich ernst?
Die herrschenden Eliten taten es wohl nie!
Meinten immer, es besser zu wissen.
Der Demos, die Klugheit der Vielen,
schürt ihre Angst vor dem Chaos.
Dem schieben sie Riegel vor, immer wieder
und führen das Chaos so selbst herbei.
im Kampf um die großen Fragen, die offen sind.

Dialektik der Aufklärung: Denis Diderot

Auf der Suche nach Wahrheit mit dem Wissen der Zeit,
in der Mäeutik versiert, dieser Kunst des Fragens.
Wie auch in der Kunst, das als wahr erkannte zu sagen,
gegen all den Widerstand, der fest hielt am als wahr geglaubten
als Absolutem, eng verbunden mit gleich ewig gedachter Macht,
hattest du Zukunftsvertrauen – und Zeit.

Deine Einsichten aufzuschreiben für jene, der erst kommen
nach dir - und bereit sind für sie dereinst – schien dir möglich.
Und wir lesen dich heute und gewinnen manche Einsichten neu.
So auch diese: Zukunftszeit, die verzehrt wird
vom Heute, getrieben aus der Logik vergangener Zeit
bleibt uns nicht mehr sehr viel.

Lebensatem vom Frost bedroht: Fahnen

Die Zeiten sind vorbei, da man sie voran trug
in die Schlachten
ein Lied auf den Lippen, den Trommelwirbel im Ohr,
und sie niedersanken,
nein, nicht die Fahnen, die, die ihnen folgten
blutige Erde küssend, Heldentod.

Hölderlins Fahnen, sie klirren eisig im Wind.
Die Schwäne, Erinnerung
trunken nach Licht im heilig-nüchternen Wasser.
Und Rilke ist die Fahne,
die den kommenden Sturm ahnt – und leben muss,
ihm ausgesetzt, ganz allein.

Heute wehen sie noch zu den Spielen,
die inszeniert werden,
den Selbstlauf unserer Zeit unerhaltsam zu verdecken,
oder auf Halbmast,
wenn die gestorben sind, die die Zeiten nicht änderten.
Und das Schlachten geht weiter -
fahnenlos.

Solidarität

Sie ist ein Grundwert geworden, der nur noch beschworen wird.
Einzig um Eigeninteressen geht es im Spiel des Lebens.
So werden wir gedacht, umworben und vorgestanz – überall:
in der Schule, bei der Arbeit, umworben im Rausch des Konsums.
Aber die Medien versprechen sie uns.
Wir wüssten sonst kaum mehr von ihr.

Von unserer Brüderlichkeit wurde anfangs geträumt, dem
festen Band der Solidarität – unter Gleichen und Entrechteten.
So wurde gesungen, gedichtet. Und die Europa-Hymne
Schillers Ode, Beethovens Musik erklingt an Festtagen noch.
Im Alltag hingegen, da machen wir
ein Meer zum Grab, das uns vom Elend trennt.

Aber Solidarität unter Gleichen, das bedeutete immer schon
den Ausschluss all der anderen, die ungleich sind.
Und Geschlossenheit und Disziplin nach innen als Klammer
schienen unerlässlich für den Kampf gegen die Mächtigen.
Doch Disziplin heißt auch Herrschaft!
Für Armeen ist sie das Fundament.

Und sie war auch ein Mythos, der beschworen wurde. Missbraucht
auch im rasch begonnenen Bruderkampf der politischen Linken.
Und oft eine leere Formel: „Hoch die internationale Solidarität!“
Denn immer auch hatten ein Vaterland die Beherrschten.
Wohl oder übel dienten sie ihm,
diszipliniert auch in schlimmsten Zeiten.

Und die Frauen? In unserer männlich durchherrschten Welt
zählten sie lange Zeit wenig, wie Andersfarbige auch. Am Beginn
unserer Brüderlichkeit starb Olympe de Gouges auf dem Schaffott.
Sie vermachte ihr Herz dem neuen Vaterland, ihre Seele den Frauen,
ihre Redlichkeit aber den Männern,
die, wie sie meinte, sie nötig hätten.

Und heute? Mehr als zweihundert Jahre schon liegt sie zurück
diese neue Brüderlichkeit in den demokratischen Vaterländern
unserer Moderne – unzulänglich, halbherzig, begrenzt. Heute
fragen wir uns, was unsere Welt noch Zusammenhält,
die raum-zeitlich schrumpft und
die wir zu zerstören drohen.

Und kämpfen um unsere Arbeit in losgelassenen Prozessen,
um Anerkennung und Sinnstiftung zusammen mit Vielen!
Ja Solidarität könnte erwachsen aus solcher Zusammenarbeit
oder sie scheint kurz auf in einer Begrüßungskultur für die,
die er heimatlos machte, unser
losgelassener Verzehrungsprozess.

Ja wir müssten sie endlich finden, neu erfinden – und bräuchten
doch nur zu entdecken, dass wir letztlich nichts haben als uns
auf diesem Planeten, den wir zu einer Hölle machen, solange wir nicht
Zusammenarbeiten, -leben und unser Leben feiern an einem Ort,
den wir wohnlich machen
für unsere Mitgeschöpfe und für uns.

Abendspaziergang

Im warmen Frühlingsabendsonnenschein
gedankenverloren meines Weges gehen
einfach abschalten, ausruhen ganz bei mir sein –
Doch am Straßenrand Bilder, nicht zu übersehen.

Die Gesichter vermeintlicher MacherInnen,
rigoros lächelnd für ihr „Weiter so“ ... oder so?
Und darunter Worthülsen, fast austauschbar,
die den politischen Streit nur verdecken.

In die Interessen und Zwänge der Zeit verstrickt
und so eher getrieben als Handelnd frei
plakatieren sie uns, den Bürgern, souverän
kleinere oder größere Übel zur Wahl.

Und ich gerate, wie ich so durch die Straßen zieh'
gegen meinen Wunsch nach etwas Besinnlichkeit
zurück ins Getriebe der kriselnden Demokratie:
schlafwandelnde Eliten, ihr Wahlvolk, unruhige Zeit.

Und plötzlich tritt mir ganz klar vor Augen:
Es geht hier allein um das große Ritual.
Alle vier Jahre macht man uns glauben,
es ginge wirklich noch um eine Wahl

zwischen echten Alternativen, die man doch
gedanklich erarbeiten müsste, ehe dann
dem Denken ein Handeln zu folgen vermag,
das wirklich gestalten will, hinaus über den Tag.

Wollte entspannt am Stadtrand ein wenig schlendern
und das Elend der Welt darüber vergessen.
Doch das gelingt nicht, und ich bemerke stattdessen:
Nur unser *Selbertun* kann hier etwas ändern.

Im tiefen Ernst, ohne Heiterkeit, zum Tode hin lebend: Ein Blick in Lyrik und Prosa auf einen großen Dichter in seiner Zeit

Soweit mein Blick auf unsere Zeit – und von ihr aus auf unser demokratisches Projekt der Moderne. Und nun noch einmal mein Blick auf Friedrich Hölderlin, wie er Auf der Schwelle zum Beginn dieser Epoche stand. Sicherlich, Hölderlin das ist der Hyperion mit seinem Schicksalslied, das sind die Oden, die Hymnen, die Vaterländischen Gesänge, das ist der schwärmerische Dichter, der leidenschaftliche deutsche Jakobiner, philosophisch der Mitbegründer des objektiven Idealismus, das ist der, der nach der Hälfte des Lebens einsam verstummt. Erratische Dichtergestalt. Doch manchmal denke ich, fast reichen einige kleine Gedichte, den ganzen Hölderlin zu verstehen. Und wenn man sie liest, dann bemerkt man den tiefen Ernst dieses Dichters, sein Sehnen danach, hinausgelangen zu können: nicht nur über die verhasste Herrschaft und die schmerzlich verspürten Grenzen seiner spätabsolutistischen Zeit. Nein, da will einer zugleich über die Grenzen unserer *conditio humana* hinaus.

Doch das sind, näher besehen, verstiegene Träume, gefährliche Träume, die seither bisweilen neu geträumt worden sind – nie aber so in Worte gefasst, die derart in den Bann schlagen können. Und dann stellen sich Fragen: Lebte da nicht einer, sehnsuchtsvoll nach den Sternen, nach seinem Götterhimmel greifend - und zugleich, sich dessen nur allzu bewusst, dass er sein Leben zum Tode hin führt? Und wo bleibt da das lebendige, wirklich gelebte Leben?

Ich habe fünf kurze Gedichte aus seinen Oden und anderen Gedichten ausgewählt. Ich denke, man spürt an ihnen, was ich meine. Sie geben mir danach Anlass zu einigen Gedanken aus heutiger Sicht, die ich selbst in Lyrik und Prosa gestalte.

Die Kürze

*Warum bist du so kurz? Liebst du, wie vormals, denn
Nun nicht mehr den Gesang? Fandst du, als Jüngling doch,
in den Tagen der Hoffnung,
wenn du sangest, das Ende nie!*

*Wie mein Glück, ist mein Lied. Willst du im Abendrot
Froh dich baden? Hinweg ists! und die Erde ist kalt,*

*Und der Vogel der Nacht schwirrt
Unbequem vor das Auge dir.*

Advocatus Diaboli

*Tief im Herzen haß ich den Troß der Despoten und Pfaffen,
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein sich damit.*

Sophokles

*Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus*

Die Scherzhaften

*Immer spielt ihr und scherzt? Ihr müßt! o Freunde! Mir geht dies
In die Seele, denn dies müssen Verzweifelte nur.*

An die Parzen

*Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
dass williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättigt, dann mir sterbe.*

*Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heilige, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen,*

*Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinab geleitet; Einmal
Lebt ich wie Götter, und mehr bedarfs nicht*

Ich habe diese Gedichte zuletzt besonders oft gelesen. Sie gehören zu einer Gruppe von insgesamt zwölf Gedichten, darunter auch der Zweizeiler *Der zürnende Dichter*. Wenn der *edel zürne*, so schreibt Hölderlin, *tötet sein Buchstabe*, doch es *macht lebendig die Geister der Geist*. Nur: von welcher Lebendigkeit spricht Hölderlin da? Ich habe versucht, dem selbst auf die Spur zu kommen – mit einem Gedicht, einem kurzen Prosatext, der vielleicht schon auf dem Weg zu „verdichteter“ Lyrik ist – und mit einem eigenen Zweizeiler zum Schluss.

Im tiefen Ernst immer und ohne Heiterkeit

Im tiefsten Ernst nur sehe ich dich.
Selbst in der Hälfte des Lebens,
die gelebt war und Glück kannte,
nur das *nüchtern-heilige Wasser*.

Gestaltetest nicht Spiel noch Scherz.
Als Zwang erlebst du sie, einander
Verzweiflung verbergend. In Trauer
Spricht sich das Freudigste aus.

Was suchst du so droben im Licht,
da uns nur gegeben ist, nie zu ruhn,
nur zu schwinden, zu fallen, *wie Wasser*
geworfen von Klippe zu Klippe

ins Ungewisse hinab?

Hölderlin lesend – so Raum gebend meiner Welt

Du bist einer der ganz Großen. Weltweit verknüpft ist mit deinem Namen die Vorstellung von deutscher Literatur. Johann Wolfgang Goethe, Friedrich Schiller, Heinrich Heine, Thomas Mann, vielleicht auch Berthold Brecht kommen mir da noch in den Sinn. Doch lese ich deine Lyrik, so stoße ich stets auf dies beides: Die Schönheit deiner Sprache, deiner Wortbilder Ausdruckskraft, sie ziehen mich in ihren Bann. Doch oft sperrig sind deine Oden und Hymnen zugleich. Deine Gedanken leuchten bisweilen sehr fremd. Und manche von ihnen, die deine Sprache so eindringlich fasst, verwerfe ich auch.

An der Schwelle zu unserer Moderne, immer wieder umkämpft, sehe ich dich stehen. In sehr weit Vergangenheit wurzelt dein Denken. Die Mythen der Anfänge unseres Menschengeschlechts suchst du gegenwärtig zu machen in deiner eigenen Zeit. Und uns heutigen fällt es nicht leicht, sie zu erfassen. Die große Genauigkeit deiner Sprache, sie hilft uns da nicht. Du begrüßt die Heraufkunft unserer Moderne. Das sei die *Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen (...) wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert*. Doch mit welchen Bildern feierst du sie? Und vor allem, was vermitteln die heute uns?

Deine *sinnliche Religion*, dein Traum von *ewiger Einheit* unter den Menschen, wenn die *Mythologie philosophisch* wird, um *das Volk vernünftig* zu machen, und die *Philosophie mythologisch*, damit sie auch *sinnlich* sei – das atmet das Denken Rousseaus: *zurück zur Natur*. Hinter dem strahlenden Bild eines heroischen Citoyen, griechisch verklärt, verschwinden alle Niederungen des Lebens: die des

Gewinnstrebens, die des politischen Streits, der die Lüge nicht scheut, die der jakobinischen Erzwingung des *volonté général*, also auch die der blutigen Revolution. Doch es täuscht, dieses strahlende Bild.

Denn verheißen sind sie uns nicht, die Gottesrechte des Menschen. Unausweichlich bleibt uns die *conditio humana*. Wir sind und bleiben immer dem Tode verfallen. Keine andere Ewigkeit wartet diesseitig auf uns. Was uns bleibt ist so nur, ihn uns glücklich zu denken, den Sisyphos. Wir bleiben immer unterwegs. Aber wir können leben! Es bewusster und freier politisch gestalten, unser Erdendasein. Und dazu sind wir herausgefordert, immer wieder, jede neu lebende Generation. Kein Paradies, kein Garten Eden, nur unsere *kleine menschliche Ewigkeit*: eine endliche, menschenwürdige Welt, die aber in all ihrer Lebendigkeit.

Und so schätze und ehre ich dich dann doch: Hymnisch schwärmend träumst du uns menschliche (Un)Möglichkeiten. Gewiss, am Beginn unserer Moderne willst du zu den alten Göttern hinauf, so deinen Mitmenschen singen von einer ihnen verheißenen Herrlichkeit – also von Männerwelten! Auf deinem *Friedhof der Träume*, in deinem Turm, endet, was dich berauscht hat, dein kühner Gedankenflug. Tief ernüchtert blicken wir heute auf Trümmerfelder, die wir noch immer hinter uns lassen – und setzen ihn fort, unseren Weg. Und brauchen doch Träume dazu! Doch wir haben zu lernen, ein Träumen nach menschlichem Maß.

Heiterkeit

Unbeschwert lachen und singen mag er auch dereinst, der glückliche Sisyphos, unter seinen Mitmenschen lebend: Mühsal und Feste gegen absurde Endlichkeit.